

Vorwort

Der Verein „Absolventen der Bamberger Soziologie e.V.“ hat sich zum Ziel gesetzt, die Beziehungen zwischen ehemaligen Studierenden und der Soziologie an der Universität Bamberg zu fördern. Dadurch ermöglichen wir den aktuell Studierenden, schon im Studium einen Einblick in die unterschiedlichen Berufsfelder und damit in die Praxisrelevanz der Soziologie zu erhalten. Sowohl über die Vermittlung von Praktikums- und Jobangeboten, als auch durch Vorträge und Diskussionsveranstaltungen wird unser Vereinsziel umgesetzt.

Zum fünfjährigen Jubiläum unseres Vereins konnten wir uns deswegen keinen besseren Redner als Prof. Dr. Dr. h.c. Stefan Hradil wünschen. Er ist einer der profiliertesten deutschsprachigen Soziologen und betreibt in vielfältigen Positionen sowie Funktionen sozialwissenschaftliche Forschung. Was ihn besonderes auszeichnet: Er vermittelt diese Ergebnisse über die Universität hinaus, beispielsweise sensibilisiert er Entscheider in Politik und Wirtschaft für die Relevanz soziologischer Analysen. Dadurch ist er prädestiniert, über die Frage zu sprechen: „Braucht unsere Gesellschaft die Soziologie?“ Wir freuen uns, dass wir das Manuskript seines Vortrags veröffentlichen dürfen und sind gespannt auf eine anregende Diskussion – im Kreise unseres Vereins, unter den Angehörigen des Bamberger Studienganges Soziologie, im soziologischen Weblog <http://sozlog.de> und darüber hinaus.

Bamberg, den 26. Juli 2006

Dr. Jan Schmidt
1. Vorsitzender

Ulrike Propach
Vorstandsmitglied

**Vortrag von Prof. Dr. Dr. h.c. Stefan Hradil
„Braucht unsere Gesellschaft die Soziologie?“**

**anlässlich des fünfjährigen Jubiläums
des Absolventenvereins Bamberger Soziologie e.V.**

in der Aula der Universität Bamberg am 08. Juli 2006

Es gilt das gesprochene Wort

Bis heute bekannt ist - nicht nur in Kreisen von Sozialwissenschaftlern - das Diktum des ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt. Er sagte 1968: „Wir haben zu viel Soziologen und Politologen. Wir brauchen viel mehr Studenten, die sich für anständige Berufe entscheiden, die der Gesellschaft nützen.“

Es mag sein, dass diese Meinung seltener geworden ist, verschwunden ist sie nicht. Auch 25 Jahre danach war die Abwertung der Sozialwissenschaften gegenüber vermeintlich „nützlicheren“ Studienfächern selbst in der Öffentlichkeit zu hören. Die Verachtung der Soziologie beschränkt sich auch nicht auf Sozialdemokraten. So sagte der damalige Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages, Hans Peter Stihl, im Dezember 1994 in einer Rede auf dem bildungspolitischen Symposium rundheraus: „Soziologie oder Gemeinschaftskunde mögen der ‚Persönlichkeitsabrundung‘ dienlich sein – aber den Standort Deutschland bekommen wir mit diesen Fächern bestimmt nicht flott.“

Vielleicht kommt auch im Titel dieses Vortrags, der mir von den Veranstaltern vorgeschlagen wurde, ein klein bisschen von dieser Einstellung zum Ausdruck. Wenigstens ein gewisser Zweifel an der Brauchbarkeit der Soziologie ist darin enthalten. Oder wurde je ein Mediziner gebeten, einen Vortrag zum Thema zu halten: „Braucht unsere Gesellschaft die Medizin?“

Es wird Sie nicht wundern, dass ich da keine Zweifel habe und ganz anderer Meinung bin als die Herren Stihl und Schmidt. Ich zähle zu den Soziologen¹, die ganz eindeutig der Auffassung sind, dass die Soziologie gebraucht wird und brauchbar sein kann. Deshalb

¹ Anmerkung: Zur vereinfachten Lesbarkeit wurde auf die volle männliche und weibliche Nennung verzichtet. Wir bitten um Ihr Verständnis.

widme ich einen erheblichen Teil meiner Arbeitszeit der praktischen Wirksamkeit der Soziologie. Sie haben einen Redner eingeladen, der in dieser Frage erklärtermaßen parteiisch ist. Vielleicht war das ja auch die Absicht.

Aber wie beweist man Skeptikern, dass die Soziologie gebraucht wird? Ein Grobindikator ist leicht zugänglich und wenig fälschungsgefährdet. Denn Marktkräfte sind verhältnismäßig ideologieresistente Indikatoren. Was sagt uns der Arbeitsmarkt? Die Arbeitsmarktchancen für Soziologen sind besser als oft vermutet. Sie haben sich seit den 1990er Jahren verbessert. Heute bewegt sich nach Angaben des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit die Arbeitslosenquote von Soziologen im Bereich des Durchschnitts der akademischen Studienfächer². Im Jahre 2004 waren 3,5 % der Erwerbspersonen mit Hochschulabschluss arbeitslos. Auch eine aktuelle Studie der Universität Erlangen-Nürnberg weist z.B. nach, dass von 330 ehemaligen Absolventen der Soziologie nur 3,4 Prozent arbeitslos waren.³

Eine Anfang 2002 durchgeführte Verbleibstudie des Instituts für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg zeigt, in welche Berufen Soziologen gehen. Befragt wurden 237 ehemalige Studierende des Instituts für Soziologie. Mit 77 Prozent fand der Großteil der jungen Soziologen eine Anstellung in sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung, gefolgt von 14 Prozent auf Honorarbasis Tätigen, fünf Prozent Selbstständigen und vier Prozent ohne Stelle. Etwas mehr als die Hälfte der Beschäftigten ist in Industrie oder Privatwirtschaft angesiedelt (55 Prozent), 19 Prozent in der Hochschule und zehn Prozent in Behörden.

Die Tätigkeitsfelder streuen nach Angaben von Professor Meinefeld breit:

² <http://www.das-ranking.de/che7/CHE?module=AM&esb=29>

³ http://www.jobber.de/studenten/iptc-tmn-20020125-32-dpa_1521544.nitf.htm (31.05.2006)

Übersicht über Tätigkeitsbereiche (in Prozent) und Beispiele für Tätigkeiten von Sozialwissenschaftlern ca. 3 Jahre nach dem Examen

Betriebswirtschaftliche Tätigkeit	23	Forschungs- / Wissenschaftl. Tätigkeit	13
Geschäftsführer/in		Marktforscher/in	
Personalreferent/in (Unternehmen)		wiss. Mitarbeiter/in (Forschungsinstitut)	
Marketingassistent/in		wiss. Angestellte/r an der Universität	
Trainee (Versicherung, Bank, etc.)			
Bezirksleiter/in (Industrie)		Soziale Tätigkeit	10
Expansionsleiter/in		Sozialpädagoge/-pädagogin	
Wirtschaftsreferendar/in		Sozialwissenschaftler/in beim Jugendamt	
Wirtschaftsberater/in		Pädagog. Mitarbeiterin (Bildung)	
Kreditsachbearbeiter/in		Heimleiter/in	
Verwaltungs- und Referententätigkeit	20	Lehrtätigkeit/Außerschul.	
Weiterbildung 4			
Verwaltungsangestellte/r (öff. Dienst)		EDV-Anwendungstrainerin	
Gleichstellungsbeauftragte		Weiterbildungslehrer/in	
Sekretär/in		Trainer/in	
Referatsleiter (Verband)			
Vertragssachbearbeiter/in		Datenverarbeitung	4
Referent/in (Behörde)		Netzwerkspezialist/in	
Postinspektor/in		DV-Berater/in	
Grundsatzreferent/in		Programmiererin	
Wiss. Referent/in (Verband)			
Abgeordnete/r-		Kaufmännische Tätigkeit	2
Medien/Kulturarbeit	18	Kaufmännische/r Angestellte/r	
Redakteur/in		Fahrradfachverkäufer/in (Einzelhandel)	
Journalistin		Buchhalter/in	
Kulturmanager/in			
Dipl. Dokumentarin		Sonstiges	6
Volontär/in		Busfahrer/in	
Verlagsangestellte/r		Taxifahrer/in	
		Jobben	

HIS-Absolventenreport Sozialwissenschaften

Es kann also keine Rede davon sein, dass in Instituten und Fakultäten für Soziologie Arbeitslose ausgebildet würden. Der Bedarf an soziologischem Wissen wächst. Soziologen müssen nach dem Studienabschluss zwar häufig eine ein- bis zweijährige Suchphase in Kauf nehmen. Sie finden aber im Endergebnis zumeist eine Stelle, die ihren

Qualifikationen entspricht⁴. Die im Vergleich zu anderen Wissenschaften thematisch breite Ausbildung scheint sich auf dem Arbeitsmarkt als Vorteil zu erweisen.⁵

Wenn wir nun wissen, dass die Soziologie im Großen und Ganzen gebraucht wird, so wissen wir trotzdem noch wenig darüber, in welcher Funktion sie gebraucht wird, und was die Soziologie tun muss, um brauchbar zu sein. Diesen Fragen will ich mich im Folgenden zuwenden.

Meine durchaus unsystematischen und unvollständigen Bemerkungen möchte ich mit Hilfe von vier Thesen ordnen:

1. Soziologie wird in sehr unterschiedlicher Funktion gebraucht. Deswegen sollte es auch unterschiedliche Arten von Soziologie geben.
2. Über all diese Unterschiede hinweg ist Soziologie eine problemlösende Disziplin. Deswegen sollte die Soziologie sehr genau auf externe Problemdefinitionen hören.
3. Die Soziologie beschäftigt sich bekanntlich mit dem, was zwischen Menschen vorgeht. Diesen Gegenstandsbereich teilt sie aber teilweise mit anderen Disziplinen. Sie zeichnet sich vor diesen dadurch aus, dass sie die Dinge im Zusammenhang sieht. Deswegen sollte sie vorsichtig sein, Arbeitsfelder z.B. an die Politikwissenschaft oder an die Wirtschaftswissenschaften abzugeben.
4. Die Soziologie kann weniger als die anderen Disziplinen darauf vertrauen, dass ihre Befunde abgeholt werden. Deswegen muss die Soziologie auf Interessenten und auf die Öffentlichkeit zugehen.

Zur **ersten These**: Soziologie wird in sehr unterschiedlicher Funktion gebraucht. Deswegen sollte es auch unterschiedliche Arten von Soziologie geben. Bis zum heutigen Tage gibt es sehr unterschiedliche Arten von Soziologie. So gibt es z.B. Soziologen, die sich mit Gesellschaftsdiagnosen in den intellektuellen Diskurs unserer Zeit einmischen. Sie versuchen, breite Zusammenhänge deutlich zu machen. Oft

⁴ Knoll u.a. 2002

⁵ Parmentier u.a. 1998; Bundesanstalt für Arbeit 2000; Kirchgeßner 2006; Knoll 2000; Reinberg/Schreyer 2003; Schreiber 2004; uni 2/2006

charakterisieren sie diese mit Schlagworten und rufen dabei z.B. die individualisierte Gesellschaft, die Erlebnisgesellschaft, die Weltgesellschaft oder die Wissensgesellschaft aus. Auf empirische Prüfung wird häufig verzichtet. Diese Soziologen wenden sich in mehr oder minder allgemeinverständlicher Sprache häufig direkt an ein breites Publikum.

Daneben gibt es ganz andere Soziologen mit viel exakteren Auffassungen von ihrer Wissenschaft. Sie lehnen die erstgenannte Art oft als Feuilleton ab, lassen sich von klaren, aber meist begrenzten Forschungsfragen und von exakten Theorien leiten und überprüfen diese mit häufig ausgeklügelten empirischen Methoden. Ihre Werke sind Außenstehenden häufig kaum verständlich und müssen ggf. aus dem Soziologischen ins Deutsche übersetzt werden.

Unter diesen Empirikern gibt es solche, die der geisteswissenschaftlichen Methodologie nahe stehen und sich bemühen, mit verstehenden Methoden in das Denken und in die Kultur von Bevölkerungsteilen hinein zu versetzen. Darunter gibt es auch jene, denen Stichproben von 20 oder 30 Personen Magenschmerzen verursachen. Sie bestehen auf repräsentativer, quantitativ auswertbarer, standardisierter, exakt reproduzierbarer empirischer Forschung.

Des Weiteren gibt es Soziologen, die dem ganzen „Methodenzauber“ der Empiriker wenig abgewinnen können. Für sie ist die Theorie das Wesentliche an der Soziologie, sei es als Grundlage empirischer Forschung, sei es als deren Synthese und Interpretation, sei es ganz ohne Empirie.

Unter den Theoretikern gibt es wiederum solche, die einer Vielfalt von Theorien das Wort reden. Andere halten Theoriepluralismus für unwissenschaftlich und betrachten „ihre“ Theorie als die allein richtige. Diese schließt in der Regel alle anderen Theorien ein.

Ich will es damit gut sein lassen. Viele von Ihnen kennen diese Situation. Die eben skizzierte Vielheit der Soziologie schuf in der Vergangenheit nicht selten Abgrenzungs-, Anerkennungs- und Hegemoniekonflikte in unserer Disziplin. Vor allem letztere halte ich für ausgesprochen schädlich. Messianismus steht einer hilfreichen Konkurrenz entgegen: nicht nur in der Politik und in der Wirtschaft, auch in einer Wissenschaftsdisziplin.

Daraus entsteht nicht selten die Frage, ob diese Disziplin überhaupt einen Kern hat. Wenn nicht, ob man, diesen Kern herstellen sollte. Und wie man ihn ggf. herstellen könnte. Ich bin der Auffassung, dass wir das lassen sollten. Die Vielgestaltigkeit der Soziologie ist keine Schwäche, sondern im Gegenteil ihre eigentliche Stärke. Die Vielgestaltigkeit ist kein Zeichen mangelnder Reife, sondern dem vielgestaltigen Gegenstand der Soziologie angemessen. Er umfasst u.a. sowohl anonyme komplexe Kausalitäten und Funktionszusammenhänge als auch eigenwillige Menschen.

Die Vielgestaltigkeit der Soziologie entspricht ebenfalls den sehr unterschiedlichen Anforderungen, die aus den sehr unterschiedlichen Bedürfnissen der Gesellschaft entstehen. Von der Soziologie werden u.a. allgemeine Orientierungshilfen, Deutungsangebote, selbst Hilfen zur Lebensausrichtung für viele in Zeiten der Umwälzung gefordert. Von der Soziologie wird von Fachleuten die Lösung ganz spezifischer Problemstellungen und Wissensdefizite gewünscht. Von der Soziologie wird die Sensibilisierung der Menschen für kommende Herausforderungen erwartet. Von der Soziologie wird die Anpassung des Erkenntnisinstrumentariums an neue Herausforderungen gewünscht, das vielen Disziplinen dient. Man könnte dies beliebig erweitern. Wir sollten angesichts dieser vielen Aufgaben die Vielgestaltigkeit der Soziologie pflegen und nicht einebnen.

Übrigens halte ich die Ausrichtung oder besser: die Nicht-Ausrichtung der Soziologie in Bamberg in dieser Hinsicht für vorbildlich: Obwohl Bamberg ein nur mittelgroßer Standort der Soziologie ist, ist hier die volle Bandbreite des soziologischen Spektrums vertreten. Ich hoffe nur, dass diese Vielfalt in Zeiten der universitären „Profilbildung“, die ich für unsere Disziplin nicht unbedingt für hilfreich halte, erhalten werden kann.

Darunter sind folgende Ausrichtungen zu nennen:

- Theoretische Grundlagenforschung wird betrieben von Richard Münch.
- Für die angewandte Forschung stehen Laszlo Vaskovics und Hans-Peter Blossfeld (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg).
- Problemorientiert ist die Forschung von Friedrich Heckmann (Europäisches Forum für Migrationsstudien) und von Martin Heidenreich (BACES) ausgerichtet.
- In die öffentlich geführte Diskurse greift in Bamberg Gerhard Schulze ein, sowie zu früheren Zeiten Ulrich Beck.

Ich will gerne zugeben, dass meine Idealvorstellungen von einer brauchbaren, vielgestaltigen Soziologie in der Zeit meiner Arbeit an dieser Universität mit geprägt worden sind. Bei allen Problemen im Einzelnen, die es auch Ende der 1980er Jahre in Bamberg gab, als ich hier meine erste Professur antrat: Die Unterschiedlichkeit der Professurinhaber fand ich ebenso anregend wie den Anforderungen angemessen: Es gab einen sehr drittmittelaktiven, praxisorientierten, wenig an Theorie interessierten Laszlo Vaskovics, einen am öffentlichen Diskurs orientierten, dem erst entstehenden Zugewandten Ulrich Beck, dem eine neue Idee allemal lieber war als die solide Erfassung des Bestehenden. Nicht zuletzt ist der empirienahe, aber auch kulturnahe Strukturanalytiker Gerhard Schulze zu nennen.

Einige Worte zur **zweiten These**: Über all die genannten Unterschiede hinweg ist Soziologie eine problemlösende Disziplin. Deswegen hat die Soziologie nur sehr begrenzt das Recht, die zu lösenden Probleme und Forschungsfragen selbst zu definieren. Sie sollte deswegen sehr genau auf externe Problemdefinitionen hören.

Dem steht Grundlagenforschung nicht entgegen. Problemlösende Forschung ohne Grundlagenwissen kann leicht orientierungslos werden. Wohl steht dem aber die Abwertung von Auftragsforschung entgegen. Wer die Soziologie als Probleme lösende Wissenschaft sieht, der kann Drittmittel von Seiten der DFG nicht als Geld erster Klasse hoch achten, und Geld von Ministerien, Unternehmen oder Stiftungen als Geld zweiter Klasse abqualifizieren. Geld von Auftraggebern ist direkter Ausdruck eines gesellschaftlichen Bedarfs. Es gibt genügend hohe methodische Barrieren und ethische Standards, um zu verhindern, dass Soziologen hier zum Erfüllungsgehilfen von Partikularinteressen werden. Wir sollten das Geld externer Auftraggeber auch deswegen gleich hoch bewerten wie das DFG-Geld, das wir aufgrund der Stellungnahmen gewählter Fachkollegen zugesprochen erhalten, weil das akademische Milieu dazu neigt, im eigenen Saft zu schmoren oder in Problemmodenzyklen zu verfallen. Neue Ideen werden, so zumindest meine Erfahrungen, meist von außen an die Soziologie herangetragen.

Dazu kommt noch ein ganz pragmatisches Argument: In Zeiten öffentlicher Knappheit ist DFG-Geld immer schwieriger zu erhalten. Das Verhältnis zwischen dem Input an Antragsstellung und dem Output erwartbarer Bewilligungschancen wird in DFG-Verfahren

immer irrationaler. Es ist schlichtweg nicht zweckrational, einen DFG-Antrag zu schreiben. Von einem EU-Antrag ganz zu schweigen. Vor allem die Kollegen, die der Rational-Choice-Theorie anhängen, müssen sich geradezu in produktiver Schizophrenie üben, wenn sie Geld von der DFG beantragen. Auf der andern Seite wachsen im Zeitalter des Stiftungsbooms und der zunehmenden Informationsprobleme in Ministerien und Verwaltungen dort die Bedarfe und die diesbezüglichen Geldmittel.

Die einseitige Hochachtung innerakademischer Auswahlkriterien der Forschungsfinanzierung ist – lassen Sie mich das deutlich sagen – manchmal Ausdruck einer gewissen Arroganz. Manche Soziologen betrachten den Begriff „angewandte Sozialforschung“ als Schimpfwort. Mit Marketingforschung, Wahlkampfforschung etc. wollen Sie nichts zu tun haben. Sie versündigen sich dadurch nicht nur an den Arbeitsmarktschancen von Absolventen und berauben sich selbst wichtiger Anregungen. Sie täuschen sich schlichtweg auch über das intellektuelle Niveau und die notwendige Klarheit von Gedanken, die notwendig sind, um z.B. die von Ihnen angefeindete „angewandte Sozialforschung“ zu betreiben. Wer einmal an Sitzungen z.B. von Marketingforschern teilgenommen hat, weiß, wie viele soziologische Lieblingsvorstellungen dort schnell entzaubert werden.

Lassen Sie mich zur **dritten These** kommen. Sie lautet: Die Soziologie beschäftigt sich bekanntlich mit dem, was zwischen Menschen vorgeht. Diesen Gegenstandsbereich teilt sie aber teilweise mit anderen Disziplinen, u.a. mit Volkswirten, Politologen, Psychologen, Pädagogen. Sie zeichnet sich vor diesen aber dadurch aus, dass sie die Dinge im Zusammenhang sieht. Das macht eine der Stärken der Soziologie aus. Deswegen sollte sie auch sehr vorsichtig sein, Arbeitsfelder z.B. an die Politikwissenschaft oder die Wirtschaftswissenschaften abzugeben, auch wenn das scheinbare Verbesserungen der Arbeitsteilung anzeigt.

Leider muss man vor diesem Hintergrund sagen, dass sich die Soziologie von wichtigen Arbeitsfeldern zurückgezogen hat. Wenn Thesen vom Bedeutungsverlust der Soziologie stimmen, dann haben sie nicht zuletzt darin ihre Grundlage. Lassen sich mich vier Beispiele erwähnen:

1. Die politische Soziologie ist weitgehend in die Politikwissenschaft abgewandert. Sie firmiert dort sogar unter diesem Etikett der „politischen Soziologie“! Welche praktische Bedeutung diese Sparte in Zeiten medialer Wahlkämpfe hat und wie groß dieser Verlust ist, bedarf wohl keiner Hervorhebung. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hat vor einiger Zeit Gegenmaßnahmen ergriffen und – erstmals in der Geschichte der DGS – von sich aus die Gründung einer Sektion in die Wege geleitet. Inwieweit die Gegenmaßnahme der Gründung einer Sektion „politische Soziologie“ wirkt, bleibt abzuwarten.

2. Das nächste Beispiel: Die Soziologie und die Psychologie sind die idealen Partner, um zahlreiche Phänomene zu erklären und Probleme zu lösen. Vielleicht sollte ich eher sagen: Sie wären die idealen Partner. Denn es findet kaum noch eine Kooperation statt zwischen einer Psychologie, die sich mittlerweile weitgehend als Naturwissenschaft definiert, und einer Soziologie, die davon Abstand wahrt. Das war früher anders. Die klassischen Studien - sei es zur Arbeitslosigkeit, zur autoritären Familie oder zur sozialen Schichtung - schlugen selbstverständlich Brücken zwischen Soziologie und Psychologie.

3. Inwieweit die Trennung zwischen Soziologie und Psychologie von Soziologen veranlasst ist, kann ich nicht beurteilen. Die Abtrennung von der Biologie stellt aber eine schlechte soziologische Tradition dar. Nur sehr wenige Soziologen suchen in letzter Zeit die Zusammenarbeit mit Medizinern und Biologen. Die meisten sehen nach wie vor alle Hinweise auf genetische oder sonstige biologische Faktoren von vorneherein als indiskutablen Angriff auf soziologische Positionen und reagieren reflexartig mit Ablehnung. Dies war der Lösung praktischer Fragen noch nie zuträglich. In Zeiten, in denen Gene in Mode sind, untergräbt dies die Akzeptanz soziologischer Befunde erst recht.

4. Ein letztes Beispiel: In letzter Zeit habe ich mich mit international vergleichenden Einkommensverteilungen beschäftigt. Dabei hat sich ergeben, dass die meisten nationalen Einkommensverteilungen seit etwa den 1970er Jahren nach jahrzehntelanger Angleichung wieder ungleicher werden. Auch die internationale Einkommensverteilung wird ungleicher, d.h. die Abstände zwischen den Durchschnittseinkommen der einzelnen Länder werden größer. Der Abstand zwischen den reichen und den armen Ländern wächst. Die transnationale Einkommensverteilung dagegen gleicht sich an. Das heißt, die Verteilung der Einkommen auf alle Personen bzw. Haushalte in der Welt, gleichgültig wo sie wohnen, wird gleicher. Das hat vor allem damit zu tun, dass die beiden bevölkerungsstärksten

Länder der Welt – Indien und China umfassen zusammen 38% der Weltbevölkerung – allmählich in die „Einkommensmittelklasse“ der Welt aufsteigen. Warum ich Ihnen das berichte? Weil es dazu sehr gute empirische Untersuchungen gibt. Nur nicht von Soziologen, sondern von Ökonomen. Dieses Arbeitsfeld hat die Soziologie meines Wissens komplett an die Ökonomie abgetreten. Eine Soziologie, deren Stärke das vernetzte Denken ist, wird aber umso weniger brauchbar, desto mehr Arbeitsfelder sie preisgibt.

Schließlich möchte ich auf die **vierte These** eingehen: Die Soziologie kann weniger als andere Disziplinen darauf vertrauen, dass ihre Befunde abgeholt werden. Deswegen müssen Soziologen auf Interessenten und auf die Öffentlichkeit zugehen. Dies gilt für Bewerber auf Arbeitsplätze genau so wie für Forscher, die Geld oder Aufmerksamkeit suchen.

Dass es eher eine Bringschuld als eine Holschuld ist, die Brauchbarkeit der Soziologie der Öffentlichkeit, Politikern, Drittmittel- und Arbeitgebern plausibel zu machen, das hat unter anderem damit zu tun, dass die Soziologie sich mit Fragestellungen beschäftigt, von denen alle Menschen etwas zu verstehen glauben. Wer meint denn, dass er sich nicht mit Familienangelegenheiten auskennt? Wer glaubt von sich, er sei nicht mit der Arbeitswelt vertraut? Wer hält sich nicht für einen Experten im Verhältnis zwischen den Geschlechtern? Wer weiß noch nicht, dass unsere Gesellschaft altert? Und wozu, so meinen viele, brauchen wir dann die Soziologie? Schon allein der Umstand, dass wir als Soziologen uns mit vielen Themen befassen, die andere als bekannt voraussetzen, sollte uns Soziologen dazu veranlassen, auf andere zuzugehen und ihnen zu zeigen, dass wir Unbekanntes zu sagen haben.

Es gibt jedoch einige Tendenzen in der Soziologie, die dem entgegenstehen. Sie treiben unsere Wissenschaft zur Selbstgenügsamkeit und vermitteln Außenstehenden den Anschein der Unbrauchbarkeit: Allein die Begriffe „sozialkundlich“ oder „politische Bildung“ gelten manchen Kollegen als Schimpfwort. Als Mitherausgeber einer Zeitschrift zur politischen Bildung kann ich ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, kompetente Beiträge zur politischen Bildung aus unserer Disziplin zu gewinnen. Dabei kann ich zumindest die jüngeren Kollegen in ihrer Verweigerungshaltung recht gut verstehen. In Berufungsverfahren zählen heute in erster Linie „peer reviewed“ Zeitschriften, andere

Fachzeitschriften erst in zweiter Linie, Zeitschriften zur politischen Bildung allenfalls am Rande. Was sollte einen ehrgeizigen Kollegen also dazu ermuntern, einen Artikel zur politischen Bildung zu verfassen oder gar die jahrelange Arbeit auf sich nehmen, ein sozialkundlich relevantes Lehrbuch zu schreiben? Diese Tendenzen und entsprechende Standards in Berufungsverfahren sägen aber am Ast, auf dem wir sitzen: Wenn wir in Schulen und Ausbildungsgängen nicht mehr präsent sind, dann wissen Nachkommende nicht, was Soziologen anzubieten haben. Umso mehr blühen Vorurteile und umso schwieriger wird es, auf potenzielle Nutzer unserer Disziplin zuzugehen.

Wie wichtig das Zugehen auf die Öffentlichkeit und dabei die geeignete Präsentationsform ist, kann das Beispiel der Demographie deutlich machen. Sie war ja auch in der Bamberger Soziologie in mehreren Facetten (Josef Schmid, Reiner Dinkel) von Anfang an vertreten. Niemand kann der Soziologie, schon gar nicht der Bamberger, den Vorwurf machen, sie habe die demographischen Veränderungen und die hieraus entstehenden Herausforderungen verschlafen. Die Veröffentlichungen füllten schon seit den 1970er Jahren mittlere Bibliotheken. Niemand kann auch den politischen und anderen Entscheidungsträgern vorwerfen, sie haben keine wissenschaftlichen Gutachten, Denkschriften etc. erbeten. Die gibt es in großer Zahl. Dennoch ist der öffentliche Diskurs über den demographischen Wandel - und dieser ermöglicht in einer Demokratie erst, angemessen auf demographische Zumutungen zu reagieren - sehr spät angelaufen. In den Medien und in der Öffentlichkeit ist die Frage der Demographie erst seit etwa drei Jahren zum Thema geworden, wo doch schon seit 30 Jahren klar ist, was kommen wird. Der Verspätung entsprechend hektisch, angstbesetzt und konfliktrüchig verläuft denn auch die heutige öffentliche Diskussion. Das ist verständlich: Wenn ich erst in 20 Metern Entfernung den Brückenpfeiler bemerke, auf den ich zufahre, dann reagiere ich anders, als wenn ich ihn schon 200 Meter vorher sehe. Es mag sein, dass die lange währende Nicht-Öffentlichkeit der Fachgespräche über den demographischen Wandel auch auf das Konto politischer Instanzen geht. Aufklärungsarbeit ist auch Sache von Regierungen und von Zentralen der politischen Bildung. Aber auch nur wenige Soziologen haben sich getraut, mit flott geschriebenen, aber inhaltlich fundierten Sachbüchern oder mit entsprechenden Medienauftritten auf die Menschen zuzugehen. Auch das ist wiederum verständlich. In unserer Wissenskultur gelten populäre Bücher nicht viel. Sie geraten nicht selten sogar zum Nachteil. In etlichen Evaluationen von soziologischen Instituten und in zahlreichen Berufungsverfahren habe ich die Erfahrung gemacht, dass Kollegen, die ihr

Wissen in Massenmedien popularisieren, Einwände von mehr oder minder neidischen Kollegen geradezu magnetisch anziehen.

Eine weitere Barriere, die Soziologen von potenziellen Nutzern trennt und das Zugehen auf sie erschwert, stellt auch heute noch die Sprache der Soziologie dar. Vor wenigen Jahrzehnten war das allerdings noch schlimmer. Damals sprachen Soziologen nicht Deutsch, sondern Soziologisch. Die kontinentaleuropäische intellektuelle Tradition, nur das Dunkle und Raunende zum Tiefgründigen zu erklären und das leicht Verständliche zum Seichten abzuwerten, trieb gerade in der Soziologie bunte Blüten, nicht nur in der Frankfurter Schule, sondern auch zum Beispiel unter Theoretikern und Methodenspezialisten. Heute ist es gottlob kein Karrierehindernis mehr, sich auch als Soziologie verständlich auszudrücken. Aber gerade weil wir Soziologen uns mit Gegenständen beschäftigen, von denen viele etwas zu verstehen glauben, machen wir es Lesern und Zuhörer mit unnötigen Fremdwörtern und mit Neologismen, Pardon: mit Wortneuschöpfungen, immer noch unnötig schwer. Warum bezeichnen wir so einfache Gegebenheiten wie die Lebensphase während der immer längeren Ausbildung als „Postadoleszenz“? Warum nennen wir die größere sexuelle Treue und die häufigeren sexuellen Beziehungen der heutigen Jugend „sequenzielle Monogamie“? Auch das von Soziologen häufig gebrauchte Argument, auch ein Physiker müsse sich schließlich nicht für zunächst unverständliche Begriffe rechtfertigen, zählt m.E. nicht. Ein Physiker behandelt in der Regel Phänomene, die sich der unmittelbaren Anschauung entziehen, und in aller Regel beansprucht das Publikum nicht von vorneherein, davon etwas zu verstehen.

Die Wirksamkeit der Soziologie vollzieht sich zum großen Teil nicht direkt. Dass Soziologen andere direkt überzeugen und so Ministerialbeamte, Unternehmer, Manager, Arbeitgeber und ihr Handeln unmittelbar beeinflussen, ist eher die Ausnahme. Die Wirksamkeit der Soziologie vollzieht sich weitgehend in der Weise, dass allmählich der gesamte Kontext des Wissens und der Diskussionsthemen verschoben wird. Bestimmte Themen und Meinungen werden diskutabel und akzeptabel. Andere Themen und Behauptungen werden indiskutabel. Für die überwiegend indirekte, wohl aber sehr wohl wirksame Beeinflussung der Gesellschaft durch die Prägung des gesamten Diskussionshorizontes braucht es aber eine akzeptable Sprache und das Zugehen der Soziologen auf die Öffentlichkeit. So lässt sich zum Beispiel die nachweislich falsche

Meinung, die Erwerbstätigkeit von Frauen verhindere per se das Kinderkriegen, nur dann bekämpfen, indem sich Soziologen in den Diskurs einmischen.

Was die direkte Brauchbarkeit der Soziologie betrifft – sie drückt sich u.a. in Arbeitsplätzen und Forschungsaufträgen für Soziologen aus - , lässt sich viel verbessern: Eine unmittelbar brauchbare Soziologie kann einerseits entstehen, indem *Soziologen* eine Vorstellung davon bekommen, welche Bedarfe bestehen, welche Analysen und Lösungsvorschläge gefragt sind, welche Präsentationsformen akzeptiert werden (und indem natürlich die o.a. Karrierehindernisse ausgeräumt werden). Auf der anderen Seite müssen auch die *Praktiker* (seien es Architekten, Personalchefs oder Produktentwickler) eine Vorstellung davon bekommen, was Soziologen zu bieten haben oder möglicherweise bieten könnten. Diese wechselseitige Kenntnis baut sich nur selten auf, indem ein Soziologe auf einen Praktiker zugeht und ihn sofort überzeugt. Das Aufeinander-Zugehen von Soziologen und Praktikern geschieht nur selten im direkten persönlichen Kontakt und auch kaum von heute auf morgen. Dazu sind meist inszenierte Dialoge und Foren nötig, dazu braucht es Zeit, dazu sind Vermittlungsinstanzen hilfreich. Eine wichtige und wachsende Rolle in dieser Hinsicht spielen Stiftungen. In der nicht sehr großen Schader Stiftung versuchen wir seit Jahren in diese Richtung zu wirken, indem wir mit dem Schader-Preis für praxisorientierte Sozialwissenschaftler, mit Konferenzen, Publikationen und einer informativen Website Praktiker und Soziologen zusammen zu bringen. Die auch nicht so große, aber mit guten Wirtschaftskontakten versehene Herbert-Quandt-Stiftung sensibilisiert derzeit die Wirtschaft in Bezug darauf, dass die Lage bestimmter gesellschaftlicher Mittelschichten prekär wird. Prosperierende Mittelschichten machten bislang den Kern und die „Mitte“ unserer Gesellschaft aus. Wenn sie abschmelzen und ihre Lage prekär wird, hat das Folgen. Es fragt sich nur, welche. Die sehr große Bertelsmann-Stiftung hat sich schon so etwas wie eine Deutungshoheit auf vielen Bereichen verschafft: In der Kommunal- oder in der Bildungspolitik etwa kommt der Soziologe, der sich heute mit zukunftsorientierten und problemlösenden Vorschlägen durchsetzen möchte, an dieser Stiftung nicht mehr vorbei. Auch die Robert Bosch Stiftung, die Fritz Thyssen Stiftung u.v.a. machen sich darum verdient, dass Soziologen nicht im Alleingang vermitteln müssen, was sie zu bieten haben.

Wenn Stiftungen oder andere Instanzen so zwischen Soziologen und potenziellen Nutzern vermitteln, wird zugleich deutlich, dass ein Gedankenmodell zu einfach ist, das schlicht

davon ausgeht, auf der einen Seite gäbe es einen Bedarf, auf der anderen Seite gäbe es Soziologen, die u.U. brauchbar sind oder brauchbar gemacht werden können, diesen fest stehenden Bedarf zu decken, und es käme nur darauf an, beide Seiten voneinander wissen zu lassen. Soziologen sind nicht nur nützliche abhängige Variablen. Es ist vielmehr auch umgekehrt. Soziologen sind auch unabhängige Variablen. Bevor potenzielle Nutzer nicht wissen, was Soziologen alles können, wissen die potenziellen Nutzer auch nicht, wozu sie Soziologen brauchen könnten. Das ist wie beim Gebrauch eines Computers: Bevor ich nicht weiß, was der diese Kiste alles kann, weiß ich auch nur sehr begrenzt, wozu ich sie einsetzen kann. Wenn ich nur von den Aufgaben ausgehe, die mir vorschweben, werde ich den Computer nie ausnutzen.

Es ist schließlich noch komplizierter. Das Gedankenmodell der unabhängigen und abhängigen Variablen ist zu statisch, um Brauchbarkeit oder Nutzen zu ermessen. Ob und inwieweit „die Gesellschaft“ - wer immer das auch sein mag - die Soziologie brauchen kann, wird erst dann klar, wenn Soziologen einerseits und z.B. Arbeitgeber, Projektausschreibende, Architekten, Ministerialbeamte andererseits gemeinsam ihre Vorstellungen davon weiterentwickeln, welche gesellschaftlichen Probleme, Aufgaben oder Verbesserungsmöglichkeiten bestehen und welche analytischen sowie praktischen Instrumente zu schaffen sind, um Problem und Aufgaben zu lösen oder Gegebenheiten zu verbessern. Gemeinsame Problem- und Problemlösungsdefinitionen und Brauchbarkeit in diesem dynamischen Sinn halte ich für eine der Stärken der Soziologie.

Vielleicht werden manche jetzt fragen, ob die Soziologen sich m.E. ausschließlich als „Nützlingle“ sehen, ob sie sich völlig auf das Verbessern von Funktionen kaprizieren sollten, und sei es von solchen, die sie selbst mit definiert haben. Selbstverständlich nicht: Keine Bange. Es wird auch in Zukunft Soziologen geben, die nicht nur funktionieren wollen, die sogar Sand ins Getriebe schmeißen. Und das hat auch sein Gutes. Aber darauf einzugehen, wäre ein anderer Vortrag.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.